

Anhang B

Eugenie Schumann: Robert auf Reisen. Der Tag bricht an!

Robert Schumanns Aufenthalt in Heidelberg

Quelle:

Schumann, Eugenie (1851–1938):

Robert Schumann : ein Lebensbild meines Vaters

Leipzig : Koehler & Amelang, 1931. — S. 85–121

Signatur UB Heidelberg: G 1183-3-44



Robert Schumann

Nach einer Daguerrotypie aus dem Jahre 1850, Hamburg

Robert auf Reisen

Der Dichter spricht.

Der Winter von 28 auf 29 verlief ohne besondere Ereignisse. Das Leipziger Leben ging seinen „Schneckengang“ weiter. Das Fachstudium wurde ziemlich stiefmütterlich behandelt, philosophische Studien mit mehr Eifer betrieben. Im Vordergrund aber stand die Musik.

Ein Jahr vorher, noch in Zwickau, hatte Robert zuerst im Carrusschen Hause Lieder von Schubert gehört und darin geschwärmt und geschwelgt. Und nun lernte er, eines nach dem andern, Schuberts Werke kennen. Sie erfüllten ihn ganz und gar. Wieder einer, der sein ganzes Wesen ergriff, dem er sich ungehemmt hingeben konnte. So wie früher mit „meinem einzigen Jean Paul“ wurde er nun mit „meinem einzigen Schubert“ geneckt.

Die Ferien verbrachte Robert theils im elterlichen Hause in Zwickau, theils im naheliegenden Schneeberg. Diese Wiedersehen mit den Seinigen waren die Lichtpunkte seines damaligen Lebens. Vom 12. Sept. bis 20. Okt. war er bei der Mutter gewesen. An einem Spätherbsttag wandert er zu Fuß nach Leipzig zurück. — Warum zu Fuß? Hören wir, was die Mutter darüber schreibt:

„— Als Du fort warst, war ich so wehmütig und ging ins Gewölbe, wo mich Julius noch trauriger stimmte, weil er sagte, aus Sparsamkeit wärest Du gegangen; bitterlich mußte ich weinen, Dir das Geld nicht gegeben zu haben, wahrlich, guter Robert, ich habe nicht daran gedacht.“ —

Also Robert wandert, wandert zu Fuß aus Sparsamkeit. Aber ist er zu beklagen? Er berichtet darüber der Mutter:

„Mit recht wehmütigem Herzen, meine teure Mutter, nahm ich vom Mosler Berg herab mit einem langen, stummen Blicke von

Euch und der geliebten Heimat noch einmal Abschied. Die ganze Natur schien wie ein junger Frühlingstag, und die beglänzte Welt lächelte mich auf meiner schönen einsamen Pilgerfahrt so innig und freudig an.“

Es folgen wehmütige Betrachtungen über die Trennung und dann heißt es weiter:

„Ich ging langsam meine Straße fort mit wechselnden schmerzlichen Empfindungen; im Walde sang nur noch schwach ein verlorner Vogel, und auf dem Fahrweg trieben die Fuhrleute langsam ihre Pferde; nur die fallenden Blätter des leuchtenden Herbstes raschelten manchmal, sonst war alles so ruhig, so erhaben still, und das Herz war weich und mild gestimmt. Auf einem Feldrain setzte ich mich dann nieder und frühstückte recht froh im Herzen. — Der Abend war herrlich, und die Seele ward ein stiller Freitag; vor Altenburg setzte ich mich noch einige Stunden hin und ruhte sanft und sah der sinkenden Sonne nach, und das Bild der süßen Heimat trat schüchtern und leise vor die Augen, was wie die scheidende Sonne, glänzend und errötend wie ihr letzter Strahl, still und stiller in die Gräber der Vergangenheit hinabsank. Therese stand vor mir und sang sanft: Süße Heimat! Und wie ich abends in Altenburg im Einschlummern war, da wehten alle Minuten des Tages und der Vergangenheit noch einmal dunkel vorüber, und, wie das fernste Echo der Seele, hörte ich wie die Töne zerflossen und verklangen und wie das letzte noch schwach zitterte: Süße Heimat! Dann schlief ich selig ein. —

Mit welcher Geschwägigkeit man sich doch über eine Reise von sieben Stunden ausbreiten kann!“

Man fährt in die Höhe bei den letzten Worten; reibt sich die Augen! Hatten wir nicht eben noch ein sanftes wehmütiges Lied gehört von der Heimat, das uns die Seele bewegte, uns hineinzog mit den schwingenden Wellen seiner Silben, in den Schlummer des Wanderers? —

Einen Monat später, den 25. Nov. 1838, schreibt Robert der Mutter zum Geburtstag:

„Ich feiere ihn so heilig wie sonst, als ich noch als Kind Dir einen Blumenstrauß gab und schlichtern meine kindlichen Wünsche vorbrachte.“

Dann bittet er um Verzeihung, weil er diesmal kein Gedicht gemacht habe. Und nun versinkt er in einen Traum. Er ist im „Paradies der Herzen“. Und die Herzen kämpfen einen sanften Streit, welche Liebe am tiefsten liebe. Alle aber neigen sich in Demut vor der „Mutterliebe“. Sie liebt am tiefsten, „denn sie liebt uneigennützig“. — Und die Blüten und die Blumen wogten dazu und die Aolsharfen klangen und alle Harmonikas der Herzen tönnten freudig:

„Das Mutterherz liebt am tiefsten.“ —

„Mein Traum war aus, und wie ich erwachte, rief mein Herz getröstet aus: ja das Mutterherz liebt am tiefsten — und ich fühlte noch halb im Traume, wie eine andere Stimme in mir antwortete:

Und das Kindesherz liebt ja so warm und innig wieder.“ —

Im Laufe des Winters scheint sich Robert einigermaßen mit dem Leipziger Leben auszuföhnen. Gleich nach seiner Rückkehr aus Zwickau schreibt er der Mutter, daß er trotz der Sehnsucht nach der Heimat sich nun zum ersten Male in Leipzig heimisch fühle.

Er erkennt, daß „selbst die Liebe zur Heimat und dem Kindeslande zur Schwäche werden kann, sobald sie sich mit keiner Gegenwart befriedigen läßt“, und „schwach will ich und darf ich nicht sein“.

Diese frohe Stimmung scheint von Dauer gewesen zu sein, denn im Februar schreibt die Mutter:

„Mein guter, lieber Robert! Innig freute ich mich, als ich am Donnerstage von Schneeberg zurückkam, einen Brief von Dir, mein teures Kind, zu finden, noch mehr wurde meine Freude erhöht, als ich bei Lesung desselben Zufriedenheit und Frohsinn drinnen erblickte. — Erhalte Dir diese glückliche Stimmung! Denn da Krankheit des Körpers nicht auf Deine Ruhe Einfluß hat und Du Dich einer so festen Gesundheit freuest, so muß Deine Seele froh sein, wenn Erfüllung Deiner Pflichten, die in Ausbildung

Deines Wissens, in Redlichkeit Deiner Besinnung, im sittlichen Wandel, hoher Tugend bestehen, Dich beseelt —“

Ein Brief der Mutter vom Ende desselben Monats beginnt mit einigen sehr traurigen Versen eines damals vielgelesenen Romanschriftstellers Müller. Dann fährt die Schreiberin fort: „Wohl wirst Du staunen und denken, was ist der Mutter widerfahren? Gar nichts — mein guter Robert, mir wurden ja Freuden zuteil durch die glückliche Entbindung der Emilie, durch die Geburt des dritten wohlgebildeten Enkels, aber auch seit des Freudentags, wo ich vor Freude gleich auf den Friedhof eilte, um es meinem guten Schumann zu sagen, wie glücklich ich sei; so wie in kummervollen Stunden ich mich oft bei meinem lieben Abgeschiedenen austweinte und ergeben zurückkehrte, so dachte ich, kannst du auch freudige Ereignisse ihm mitteilen — viele, so auch der Lorenz, behaupten ja, daß die Seelen unserer Geliebten uns umschweben. — Glaube nicht, daß ich im Zustande der Überspannung mich befinde — aber von Kindheit an war der Gottesacker mir stets ein lieber Aufenthalt. —

Ich wünsche mir jetzt den Tod nicht so wie sonst, als jahrelange Kränklichkeit mich umlagerte, aber doch gehe ich sehr gerne an diesen Ort und komme nie traurig zurück. — Doch zu frohen Ereignissen.“

Und nun erzählt sie von der Kindtaufe bei Julius, und wie Julius vor Freude und Glück „im eigentlichen Sinn so außer sich war“, daß er vergessen hatte Robert zu benachrichtigen und zur Taufe einzuladen. Rührend ist nun, die Mutter erzählen zu hören, wie sie trotzdem den ganzen Tag auf Roberts Erscheinen hofft, ihn in jedem Winkel vermutet, bis ihr Freunde erzählen, daß Robert nicht gewagt habe, ohne der Mutter „Einladung und Erlaubnis“ zu kommen. Dies beglückte die Mutter über alle Maßen:

„Die Gründe ehren Dich“, schreibt sie — „und ich fühle seit dem Tode Deines Vaters zum ersten Mal, daß ich noch was nütze auf der Welt. —

Doppelte Pflicht bindet mich nun ans Leben, da ich sehe, daß Du, mein teurer Robert, mich glaubst zu betrüben, wenn Deine

Handlungen nicht meinen Ansichten angemessen sind; fahre fort so zu denken in allen Deinen Handlungen. —

Die drei Enkel machen mir viel Freude, dem Julius sein Julius soll die Ruhe und Stille der Mutter und die treffenden witzigen Einfälle des Vaters haben, sie sind mir alle dreie herzlich lieb! —

Dein letzter Brief, den Du als Iedern mir darstelltest (ich würde sagen: nein, doch ich widerspreche nicht gerne, also Iedern), habe ich kaum lesen können; also bitte ich, wohl Iedern, aber doch, daß ich es lesen kann, zu schreiben Deiner Mutter C. Schumann.

In den März dieses Jahres fällt eine Erkrankung des Bruders Julius, die so ernster Art war, daß sie Roberts Heidelberger Pläne zu stören drohten. Die Mutter sendet ihm eingehenden Bericht und sagt zum Schluß:

„Du, mein teurer Sohn! bist der Lichtpunkt, dem ich mit Sehnsucht entgesehe, Du verstehst mich — Du weißt das wenige zu würdigen, an Deiner teilnehmenden Brust will ich mich austweinen —

Auf Dein letztes Spiel, als Schwanengesang¹⁾, freue ich mich innigst — Gott gebe, daß wir es mit frohen und leichten Herzen genießen können! —

Lebe wohl, mein guter Robert, Gott bringe Dich gesund in meine sehnennden Mutterarme, dann lächelt vielleicht ein freundlicher Sonnenblick in das betrübte und kummervolle Herz Deiner betrübten Mutter.

Der nächste Brief bringt beruhigenden Bericht über Julius Befinden. Es steht der Heidelberger Reise nichts mehr im Wege. Freunde hatten die Mutter vor Heidelberg als einem gefährlichen Pflaster gewarnt, und sie hatte die Warnung an den Sohn weitergegeben. Nun schreibt sie:

„Wie ich immer bei meinen Söhnen meine Ansichten sage, so

¹⁾ Vor der Abreise nach Heidelberg.

auch bei Dir mit Heidelberg; nun kann ich doch vorwurfsfrei dastehen. Gehe mit Gott, mein Sohn! straucheln — kannst Du wohl — aber sinken, nein, da bist Du zu edel, zu moralisch gut; ich werde weinen, aber an viele Mütter denken, die alle Söhne im Krieg verloren und mich damit zu trösten suchen.“ —

Ich will hier einige Monate vorausgreifen, um dem Leser zu erzählen, daß es mit Julius' Zustand noch lange auf und ab ging. Am 10. August berichtet die Mutter:

„— Der 12. August bringt mir wieder Freude, da kommt der mir neu geschenkte Julius mit seiner Emilie zurück — ach, mein geliebter Robert, Dir eine Beschreibung von meiner Freude, von meinem innigen Danke zu Gott zu machen, kann ich schriftlich nicht. — Und wenn ich es auch könnte, wo kann der Mann die Liebe einer Mutter nachempfinden? —

Wenn ich Dir nicht so herzlich zugetan wäre, so hätte mich nichts vermocht, mich an den Schreibtisch zu setzen, denn ich habe sehr, sehr viel zu besorgen.

Hört. Ich will den Liebenau¹⁾ schönstens dekorieren, die vier gotischen Fenster mit Girlanden schmücken, der Tür gegenüber, wo er eintritt: Seid willkommen mit Goldlack anbinden und diesen frohen Willkommen umkränzen. Die vier Bilder, die Jahreszeiten, hängen in dem Häußigen, der Sommer sieht seiner Emilie ähnlich, dieses Bild will ich mit Rosen umkränzen.

Hört. Haufen im Garten ist ein grünes Pläßigen an der Mauer, da habe ich eine Rasenbank setzen lassen, an jeder Seite eine blühende Sonnenrose; sein Leben kehrt sich ja auch wieder der Sonne zu.

Hört. Nun lade ich frühe Julius, Emilie, Eduard und die sämtliche Familie Lorenz ein²⁾; wenn sie nun die Treppe heraufkommen wird von Flöte und Fagot geblasen:

Und ob die Wolke sie verhüllt. Meißner und der andere sind aber ganz versteckt hinter Bäumen. In Begleitung dieser Musik genießen wir eine Tasse Schokolade und Kaltes, mit kaltem

¹⁾ Vermutlich der Name des Hauses, in welchem Julius wohnte.

²⁾ Emilie war eine geborene Lorenz.

Punsch. Meine letzte Kindtaufe: Ist mir dieser Sohn nicht von neuem geboren? —“

Kehren wir nun zu dem Augenblick zurück, da Robert sich anschickt, Leipzig zu verlassen. Die Osterferien verbringt er wiederum theils in Schneeberg bei Karl und Rosalie, theils in Zwickau. Von Schneeberg aus berichtet er an Rosen:

„Es wurde mir in der letzten Zeit furchtbar schwer, aus Leipzig zu gehn; eine schöne, heitere, fromme, weibliche Seele hatte die meinige gefesselt; es hat Kampf gekostet, aber jetzt ist alles vorbei, und ich stehe stark mit der unterdrückten Träne da und schaue hoffend und mutig in meine Heidelberger Blüten und Maiblumen. Das erste, was ich in Heidelberg suche, ist — eine Geliebte; sonst würdest Du manchmal schwer meinen Ernst besänftigen können. —

Vorgestern war sehr brillantes Konzert in Zwickau, wo 800 bis 1000 Menschen zusammen waren; natürlich ließ ich meine Finger auch hören! Ich komme gar nicht aus den Lust- und Freudenfesten heraus.

Am Freitag, vor dem Abgang nach Heidelberg, war bal paré bei Oberstens (v. Trosky), am Sonnabend thé dansant bei Doktor Hempels, am Sonntag Schulball, wo ich ungemein betrunken war, am Montag Quartett bei Carus (Matthäi aus Leipzig), am Dienstag Gewandhauskonzert und brillantes Abendessen, am Mittwoch Déjeuner à la fourchette, zu deutsch Sabelfrühstück, wo ich mich in Champagner durchaus nicht schlecht machte, und heute abend ist hier Valetball — und diese ganzen Geschichten kosten mich keinen Heller, andere schon vergessene, verfrissene und vertrunkene Früh- und Abendstücke gar nicht zu erwähnen.“

Endlich kam der ersehnte Tag, da Robert sein Känzlel packte und den Loren Leipzigs den Rücken drehte. Am 11. oder 12. Mai trat er die Reise an, und am 21. wurde er in Heidelberg von dem geliebten Freunde Rosen empfangen.

Drei Tage nach der Ankunft setzt er sich hin zu einem Brief an die Mutter. Viele, viele Bogen füllt er aus, und viele, viele Stun-

den muß der Schreiber daran gewandt haben, denn „ich muß klein, ganz klein schreiben, weil das Porto so teuer“.

Es ist eine Gabe echt kindlicher Liebe, die er der Mutter bietet. Immer schwebt ihm: „jenes ewige Sitzen auf dem Großvater- oder Großmutterstuhl dort auf dem Tritt an dem Eckfenster“ vor, was ihn bei seinen letzten Besuchen in der Heimat so oft betrübt hat. Was kann er Besseres tun, ihr schwermütiges Sinnen wenigstens auf Augenblicke zu unterbrechen, als die ganze zehntägige Reise an ihren Blicken vorüberziehen zu lassen, so daß sie ihm auf Schritt und Tritt zu folgen vermag?

Diese liebevolle Absicht fühlt man dem ganzen Briefe an, und wie er ihn recht schön machen und abrunden will, und wie er sich am Malen freut, am spielenden Wechsel von Licht und Schatten, von Ruhe und Bewegung, und wie er sorgsam hervor sucht, was die Mutter interessieren könnte, vom Speisezettel auf dem Rheindampfer an bis zu den Gesichtern der Mädchen am Rhein und in Frankfurt, und wie er zum Schluß befriedigt den „Rahmen legt um das kleine, aber recht schöne Bildchen aus seiner Lebensreise.“

„So nimm denn, teure Mutter, diese erste Gabe so freundlich und liebend auf, wie ich sie niederschrieb.“

Hier möchte ich den Leser wieder bitten, daß er den Brief zur Hand nehme und sich mit einiger Liebe in ihn versenke.

Ein glücklicher Zufall hatte ihm in Willibald Alexis einen Reisegefährten zugeführt, wie er ihn angenehmer sich nicht hätte wünschen können. Robert schreibt:

„Mit Willibald Alexis war ich bald Freund und wir blieben, bis er nach dem Norden, ich nach dem Süden wanderte, unzertrennlich.“ Ja, Robert begleitete ihn noch ein ganzes Stück Weges den Rhein hinab bis nach Koblenz und fuhr dann mit dem Schiff wieder nach Süden.

„Die Reise von Leipzig nach Frankfurt war wie ein Flug durch Hunderte von Frühlingshimmeln —. Kaum waren wir in Hanau, so ging es rechts um die Ecke nach Frankfurt; der ganze Himmel freute sich über diese Wendung, denn er war rein, blau und un-

bewölkt. — Der liebliche Main zu unsern Füßen mit leichten Rähnen und Schiffen auf dem spiegelreinen Nacken begleitete uns geschwätzig bis nach Frankfurt. Alle Bäume blühten reich und üppig, die hohen Fruchtfelder wogten hin und her, gelber Rübsam wuchs zwischen ihnen — alle Frühlingsvögel flogen laut auf und alle sangen und freuten sich über meine baldige Ankunft in Frankfurt.“ —

In Frankfurt wurde „Rasttag gehalten“, die Stadt besehen und an den Ufern des Mains hin und her gewandert. „Der Himmel war ganz klar und blau; — in der Ferne zog sich durch das Goldblau des sinkenden Abends die schwärzlichblaue Riesenkette des Taunusgebirges, in scharfgezeichneten Rändern fort; der Main flatterte wie ein Silberband durch den Blütengarten des Frühlings; Tausende von Mädchen zogen paarweise durch die Alleen, die Kinder spielten jubelnd. — Es wurde stiller und stiller; das Mondauge glänzte durch die weißen Blüten; die Nachtigallen schlugen alle entzückt und der flatternde Glieder und die wogenden Akazien dufteten stark; ich ging ziellos umher von Nord nach Süd, von Ost nach West — mir war es so, als müßt' ich in einem schönen Traum hier schon einmal gewesen sein; in den Gartenhäusern verlöschte das letzte Licht; nur einen Menschen, es muß ein Mädchen gewesen sein, hört' ich noch bis tief in die Nacht Klavier spielen — wie sie geschlossen hatte, stand ich aus meiner Akazienlaube auf und ging stumm und recht gedankenlos fort und weiter — „vier Kreuzer Einlaß“, brüllte mir der Torwarter am Tor entgegen — ich gab sie ihm, lachte und war wieder auf der sumpfigen Erde — dann schlief ich sanft und mir träumte von Zwickau.“ —

Andern Tags gingen die Freunde „in das Städelsche Museum, in Goethes Geburtshaus und in den Bethmannschen Garten. Ariadne auf Naxos! Dannecker! — Denke Dir das schönste, höchste Ideal einer Frau, die stolz und leicht und mit dem Gefühl der eigenen Würde und Schönheit ein schäumendes Panthertier unter ihren Händen zähmt; der Panther scheint widerstehen zu wollen, aber es schmiegt sich sanft an ihren Händen auf und sie blickt

stolz und mit gehobenem Haupte zum Himmel. Wie schön ist das Sinnbild, daß die Schönheit alles, auch die wildeste Kraft zähmt und fesselt!“ —

Nun kommt die Fahrt nach Wiesbaden:

„Das Wetter war herrlich, und ich stand nicht im geringsten an, mich mit dem Kutscher auf den Bock zu setzen und mit höchst-eigener Hand zu fahren. Donner! wie liefen die Pferde, und wie war ich ausgelassen fröhlich, und wie ward in jedem Wirtshaus angehalten, um neue Fourage zu holen, und wie unterhielt ich die ganze Gesellschaft, und wie waren sie alle traurig, als ich in Wiesbaden Abschied nahm!! Ich wüßte nicht, wann ich noch einmal solche frohe göttliche Laune gehabt hätte.“

An Wiesbaden findet Robert kein Gefallen. „Die kleinen Frankfurter oder Nürnberger Häuser und Straßen sind mir am kleinen Finger lieber.“

Um 9 Uhr fuhr man von Wiesbaden ab:

„Ich drückte die Augen zu, um den ersten Anblick des alten, majestätischen Vater Rhein mit ganzer, voller, nüchternen Seele genießen zu können. — Und wie ich sie aufschlug, lag er vor mir, ruhig, still, ernst und stolz wie ein alter deutscher Gott, und mit ihm das ganze herrliche, blühende Rheingau mit seinen Bergen und Tälern und den ganzen Nebenparadiesen.“

Die Fahrt am Rhein entlang wird genau beschrieben. Ein Abend in Rudesheim: „Die schöne Ruine des Ehrenfels blickte recht stolz auf mich und den Mäuseturm im Rheine. — Die Sonne ging königlich stolz unter, und der Abend dämmerte ruhig herauf; am Ufer von Rudesheim lagen Schiffe, auf denen es rege und lebendig war. Die alten Väter saßen mit der Tabakspfeife auf Bänken an den Häusern hin; herrliche, wunderschöne Kinder spielten am Rhein fröhlich, so daß ich fast den Mondaufgang vergessen hätte. Es ward ruhiger und ruhiger. Ich ließ mir einen Schoppen Rudesheimer geben; der alte Schiffer mit seinem Mädchen führte mich zum Nachen — der Rhein war windstill und der Mondäther ganz blau und klar. Rudesheim spiegelte sich mit seinen dunkeln römischen Ruinen in den Wellen, die der

Mond zaubrisch verklärte — darüber lag auf hohem Berge einsam die Rochuskapelle — wir fuhren hin und wieder — mein Herz war ganz erfüllt — der Spitz lag bei seinem Fischer und wedelte; ich rief seinen Namen ins Echo: Anker, Anker! Anker klang es wieder; dann rief ich Robert — ich ließ landen; der Mond glänzte silbern fort, und die ziehende Welle des Rheins drückte leise, leise dem Wanderer die Augen zum Schlummer zu.“

* * *

*

Ist es nicht Musik, was wir hier hören? Erklängen da nicht wie aus heimlicher Ferne all die trauten Rheinlieder, die uns so oft entzückt und beglückt haben? Das vom „Rhein, dem heiligen Strome“ — von „Bergen und Burgen, die herunterschauen in den spiegelhellen Rhein“, vom „alten Ritter“ und der „Hochzeit unten auf dem Rhein im Sonnenscheine“, von der Hexe Loreley und ihrem Schloß, von den singenden, klingenden Wellen, von der alten guten Zeit, die auf den Fels gebaut und vom „herrlichen deutschen Vaterland“.

Ja, ich höre sie alle! Mich schauert's im Herzensgrunde! Und so wunderbar und überirdisch der Vorgang scheinen mag, ich lasse es mir nicht nehmen: auf dieser des Jünglings erster Rheinfahrt nahte sich ihm die Muse, die göttliche, sie küßte dem Traumumfangenen die Stirne und sang ihm ins Ohr all die seltsamen, neuen Weisen. Gleich ungeborenen Kindern lagen sie lange, lange Zeit wie in einem tiefen dunklen Schacht, der Hüter selbst wußte kaum von ihnen. Wohl rührte es sich dann und wann dort unten, es klopft an die engen Mauern; das regende Leben sammelt in Dichters Worten, in Phantasien in der Dämmerstunde. Noch findet es nicht den Ausweg, die befreiende Sprache — der Zauberstab erst einer alles erhellenden, tief beseligenden Liebe lockt es hervor in den Glanz des Tageslichts —! Aber das war viele Jahre später. — — — Wandelte sich doch in meinem Vater, wie er es selbst erzählt, jeder Eindruck zu Musik. Wie diese Wandlung vor sich geht, wie sie dann rückwärtelnd wieder in die

äußere Erscheinung tritt, das können wir andern Menschenkinder nicht ergründen, höchstens ganz von ferne ahnen. Aber wem die Gnade einmal geworden ist, bei dem wirkt sie schon von allem Anfang an, auch ohne dem Begnadeten immer zum Bewußtsein zu kommen. —

Noch einmal, ehe er im September 1830 nach dem Norden zurückkehrte, machte Robert „einen kurzen Ausflug nach dem Rheingau“. Aber er war inzwischen ein anderer geworden — er hatte einen Sieg errungen, aber der Kampf war schwer gewesen, und einsam und erschöpft fand er sich am heißersehnten Ziele, d. h. am Anfang einer Laufbahn, auf welche ihn sein Genius gewiesen, die aber dunkel und unsicher vor ihm lag.

„Ich blieb in Köln am 25. (Samstag)“, schreibt er der Mutter von Wesel aus, „war aber traurig und bange. Der Rhein mit seinen Wellen hat mich nur wehmütig und verachtend gestimmt. Gestern kam ich hier an; wie mit einem Blitzschlag sah ich das ganze Leben verändert und das ganze norddeutsche Leben. Ich ging noch einmal dem Rhein entlang und nahm Abschied von seinem grünen Wellenzug.“ —

Danach hat mein Vater den Rhein bis in seine letzten Lebensjahre nicht wieder gesehen. Aber wie eng er mit dem uralten Strome verwachsen war, das fühlen wir in seinen Liedern — er liebte ihn, wie nur ein Deutscher ihn lieben kann, und ihm, dem Alten, Unwandelbaren stürzte er sich in den erlösenden Arm, als ihn das Herannahen eines grausamen, unentrinnbaren Geschicks zur Verzweiflung trieb. Hilfreiche Hände, beseelt vom edelsten Willen, bewahrten ihn vor dem nassen Grab, aber führten sie ihn nicht, ohne es zu ahnen, einem weit härteren Los entgegen?

*

Doch unsere beiden Reisenden sind unterdes weiter geeilt. Wir finden Robert allein in dem kleinen Dörfchen Capellen. Der Abend war so herrlich, daß er sich nicht entschließen konnte, ihn im geräuschvollen engen Koblenz zu verbringen. So trennte er sich von dem Freunde für die Nacht.

Am Morgen des 18. Mai (Montag), der fast schöner als alle vorhergehenden, besteigt Robert „die herrliche Ruine Stolzenfels, einen herrlichen stolzen Felsen“, und um 11 Uhr bricht er nach Koblenz auf. Der Wiedervereinigung mit dem Gefährten folgt leider die endgültige Trennung auf dem Fuße.

Alexis geht nach Paris, und die beiden Reisegefährten haben sich nie wieder gesehen. Der verlassene Robert „ennuyiert sich recht brav“, und in seinem Reisetagebuch heißt es von dem kurzen Aufenthalt in Koblenz: „Die ledernen preussischen Soldaten — lederne Tischgesellschaft — lederner Flügel — lederner Moselwein — ledernes Essen — ich selbst außerordentlich ledern.“

Nächsten Tags will er abreisen, aber der Hausknecht vergißt ihn zu wecken, und so muß er nochmals in Koblenz übernachten. „Ich hatte mich auf einen recht lahmen Abend gefaßt; aber die Wirte meines Gasthofes hatten abends eine förmliche musikalische Akademie zusammenberufen, wo ich denn dem alten Rasten von Flügel Zaubertöne entlockte (vorzüglich, wenn einmal eine Saite sprang), und wo denn viel gesprochen, gesungen und noch mehr Rheinwein getrunken wurde.“

Am 20. Mai in Mainz angekommen „rechnete ich meine Kasse nach, und ich merkte zu meinem großen, aber vorher gewußten Erstaunen ¹⁾, daß ich durchaus nicht mehr als 3 fl. zu addieren hatte.“

Das reichte zur Benutzung von Fahrgelegenheiten nicht aus. „So schickte ich mich von Mannheim aus gern zur Fußwanderung an, da ich einen stürmischen Abend und einen herrlichen Sonnenuntergang wahrnahm. —

Auf diesem Wege sah ich denselben Wegweiser, auf welchem Sand auf dem Bilde, das auf dem Saale bei uns hängt, still steht und sinnt. Was ich voraussah, erfolgte: Der Abend war schön = stürmend, und die Sonne ging purpurn wie ein Gott hinter das schwarze Gewölk. Abends gegen 9 Uhr kam ich mit einem gemischten Gefühl von Freude und Wehmut in meinem ersehnten Heidelberg an.“

¹⁾ Hier ist Robert eine kleine Anleihe bei Jean Paul nachzuweisen — siehe Flegeljahre, Band III, S. 16, Reclam.

Unzählige Male habe ich diese Reise an der Hand meines Vaters mitgemacht, und jedesmal fesseln mich seine Worte in derselben Weise, immer wieder wecken sie dieselben Eindrücke. Jansen sagt, als Schumanns Jugendbriefe erschienen waren, habe er die Überzeugung gewonnen und öffentlich ausgesprochen, daß eine Biographie Schumanns erst noch geschrieben werden müsse und daß Wasielewskis Schrift nur als eine Vorarbeit dazu gelten könne. Ich gehe weiter. Ich sage: Wasielewskis Schrift muß, insoweit als sie den Charakter und das Wesen meines Vaters betrifft, gänzlich ausgeschaltet werden. Kann man zur Wahrheit gelangen, indem man von falschen Voraussetzungen ausgeht? Und genügt nicht der eine Reisebrief, das Bild, welches Wasielewski gezeichnet hat, als unwahr, als Zerrbild erscheinen zu lassen? Wie unverhüllt tritt uns in dem Briefe der Mensch entgegen!

Ein reichbegabter, vollkommen gesund veranlagter Mensch und ebenso gesund und harmonisch entwickelter Geist spricht aus jedem Wort. Empfänglichkeit für alles Schöne in Natur und Leben, Hingabe an hohe und edle Stimmungen, träumerisches Sichversenken und dabei wieder ein freies, offenes Auge für charakteristische Züge an den Bewohnern fremder Länder und an den Reisegefährten im Postwagen und auf dem Rheindampfer. Der preussische Gesandtschaftssekretär, der sich den kaum 19jährigen Studenten zum Vertrauten seiner intimsten Angelegenheiten auswählt, das katholische Mädchen in Capellen, der dicke Mann mit dem Orden im Knopfloch, der besoffene Lanzmeister, der ihm redselig sein Herz ausschüttet, der alte gediente holländische Soldat auf dem 3. Platz, der von der Schlacht bei Waterloo erzählen muß, der joviale Clauren'sche Major, ein Adjutant des Joachim Murat, der mit Murat zum Tode verurteilt, aber wieder freigesprochen wurde!

Mit wie wenig Worten sind sie gezeichnet, aber so scharf, daß wir sie vor uns zu sehen vermeinen und mehr von ihnen wissen möchten.

Wieviel gesunde Teilnahme an Menschen und Menschenchicksalen, welch jugendlich freudiges Erfassen des Augenblickes!

Und noch einmal muß ich hervorheben, was mich an diesem Brief und den folgenden Briefen immer wieder aufs tieffste rührt, was sie vor allem adelt: Ich meine das gute, liebevolle Söhnes-herz, das aus jedem Satze spricht, das sich keine Liebesmüh verdrießen läßt, an jede Liebesarbeit, sei sie auch noch so klein, die besten Kräfte setzt. Keines „Muttertages“ bedurfte dies Herz — ihm waren alle Tage des Jahres Muttertage, er war immer und immer erfüllt von Liebe und Verehrung für die Eltern und von dem Bewußtsein einer nie abzutragenden Dankeschuld.

Nur knapp zwei Monate in Heidelberg, und Robert trägt sich bereits wieder mit Reiseplänen. Die Mutter ist nicht ganz mit denselben einverstanden, schreibt dann aber:

„Gott sei mit Dir auf Deiner Reise! Du hast meinen Wunsch, zu bleiben, nicht stattfinden lassen? Ich schweige wie allemal bei Warnungen und Ansichten bei Dir und Deinen Brüdern. Ich habe meine Mutterpflicht erfüllt und gesagt, was ich davon dachte —; jetzt habe ich nur Wünsche: Dich gesund wiederzusehen an Körper, Seele und Geist! Lebe, lebe wohl —, mein liebendes Mutterherz begleitet Dich; singe, und wenn sich's macht, spiele: Durch die Wälder, durch die Auen.

Es umarmt Dich im Geiste mit inniger Liebe Deine treue auf-richtige Mutter
E. Schumann.“

Diesmal soll es nach Italien gehen, und die Freunde Rosen und Semmel wollen mit. Gemeinschaftlich werden italienische Sprachstudien getrieben. Robert schreibt der Mutter, daß er bereits ziemlich gut italienisch spreche. Aber bei seinem Drange, sich eines Gegenstandes stets ganz zu bemächtigen, wundert es uns nicht, durch Gisbert Rosen zu erfahren, daß er einen Teil von Petrarca's Sonetten in gleichem Versmaß mit bewundernswerter Treue sowie mit dem vollen poetischen Schwunge des Originals ins Deutsche übersehte.

Leider wurden die Freunde im letzten Augenblicke am Mitreisen verhindert, und Robert begab sich allein auf die Wanderschaft.

Von Bern schreibt er am 31. August der Mutter:

„Von Zürich aus ging ich zu Fuß über den Albis nach Zug. Ich wünschte, Du nähmest bei allen meinen Berichten eine Karte zur Hand, damit Du mir gleichsam nachreisen könntest. Diese Fußwanderung war herrlich und wegen der ewigen, schönen Abwechslung nicht ermüdend, ich wandelte allein die Straße fort, das Ränzchen auf meinem Buckel, schwang meinen Alpenstock in die Alpenlüfte, blieb alle Minuten stehen und kehrte mich um, um mir alle herrlichen Schweizerparadiese recht fest einzuprägen. — Wie eine Gazelle hüpfte ich den Albis herab, und wie all die Riesen, die laub- und eisbedeckten, und die Seen mit den dunkelgrünen Pfauenhügeln sich erhoben, und Herden an den Bergen hüpfen, und Dorf- und Herdenglocken von den Bergen herabtönten, da ward ich recht still und stumm und zog nur langsam fort, die Augen an die Berge festgeheftet.

Fahre jetzt mit mir über ein Duzend von lachenden Seen und steig mit mir die Berge hinan, nach Sarnen, dem Vierwaldstätter See, Luzern, dem Sarner See, Brienz, dem Giesbach, Interlaken!“ —

* * *

Ja, Interlaken! Gerade sind es hundert Jahre her, da kam ein Jüngling wie tausend andere, mit Rucksack und Wanderstab daher, ein Jüngling, der einst mein Vater werden sollte, und sah und staunte, staunte sie an die Bergriesen, dieselben, zu denen ich täglich aufblicke und die meine täglichen Gefährten, ja fast die einzigen, geworden sind. Zum Anstaunen immer und zum Lieben in guten Tagen, aber teilnahmslos und unnahbar für ein bekümmertes Herze! In all den furchtbaren Kriegsjahren konnte ich mein Auge nicht zu ihrer weißen Starrheit erheben, und oft packte mich Entsetzen ob ihrer ewigen Schönheit, da, wo rund herum alles zusammenbrach. Als aber die Entscheidung gefallen war, die Entscheidung gegen mein Land und mein Volk, da blickte ich eines Tages wieder auf, und da schienen mir die Massen von Eis und Schnee zu sagen: „Siehe, alles wankt und schwankt — aber wir,

wir haben auf den Fels gebaut, und der ist für die Ewigkeit! Verzage nicht!“

Von alledem ahnte der wandernde Jüngling nichts. Er kam aus einem glücklicheren Deutschland, einem armen, aber einem freien! Frohen Herzens war er ausgezogen und frohen Herzens sah er der Heimkehr entgegen, auf ein glückliches Leben und ein gedeihliches Wirken im Vaterlande hoffend! Aber daß er hier gewesen, das ist mir ein lieber Gedanke! Und wer weiß, vielleicht hat sein Blick sogar auf dem Giebel geruht, unter dem ich nun schreibe. Es ist ein alter Giebel, und gar behaglich schaut das trauliche Haus von altergebräuntem Holz, mit den grünen Fensterläden, darunter hervor, und gar manchmal sehe ich die Wanderer stehen bleiben und hinaufschauen, oft auch noch einen Blick zurückwerfen auf den blumengeschmückten Auslug!

*

Einen flotten Studentenbrief erhält die geliebte Schwägerin Theresie, worin zu lesen ist von den feurig-schmachtenden Augen der Italienerinnen, von schönen Engländerinnen, von einem Grafen aus Innsbruck, der ein interessanter Reisegefährte, von italienischer Musik und von einem Abenteuer im Kaffeehaus. Etwas Heimweh blickt zum Schlusse auch wieder durch: er ist ein „ferner, einsamer Wanderer, der jetzt nichts hat als sein Herz, mit dem er sprechen, weinen und lachen kann.“ Aber trotz allem ist er glücklich, und daß er es ist, hat er dem guten Eduard, „der ihm so viel Geld geschickt hat“, und dem „andern hohen Genius, dem nur die Hülle abgenommen ist, zu danken“.

Reihum geht es nun mit den Briefen! Jeder von den Verwandten kommt daran, so wie er es sich vorgenommen. Sehr lustig ist der Brief an Rosalie mit den sieben Kapiteln der Leidensgeschichte in Venedig. Mit einer herrlichen Meerfahrt fängt sie an, berichtet aber dann von „Seekrankheit und Bauchschmerzen und Erbrechen“ — vom „lebendigen, nagenden Tod“ — vom Arzt und Prellerei und Leere des Geldbeutels — Flucht auf der Eilpost und einem Schmerzensschrei nach dem guten Deutschland

und Zwickau und den lieben Verwandten. Er ist reizend zu lesen und verrät viel Humor — wie denn der Humor einen charakteristischen Bestandteil von Roberts Wesen bildet. Wir werden später sehen, wie er ihn auch in den schwierigsten Lebenslagen nicht verläßt und oft auf das lustigste hervorbricht. Es ist mir dies ein weiterer Beweis für Roberts gesunde, geistige Veranlagung. Nur ein geistig gesunder, sich im vollkommenen Gleichgewicht mit sich selbst befindlicher Mensch kann Humor haben, wenn anders ich das Wort richtig verstehe und Humor die Schnelkraft bedeutet, mit der man sich wie im Fluge und auf lustige, gutmütige Weise über Unangenehmes im Leben oder auch über Eigentümlichkeiten anderer Menschen hinwegschwingt.

Und wie erging es in all diesen Wochen, da der wandernde Sohn in der Welt herumschwärmte, der sorgenden Frau auf ihrem Auslug am Fenster in Zwickau? Am 23. Oktober schreibt sie:

„Mein teuerer lieber Robert!

Ich hoffe, daß Du nun glücklich in Heidelberg angekommen bist. — Und wünsche von ganzer Seele, daß diese Reise Dir zum Nutzen, in Hinsicht der Naturschönheiten, der Kunst, der Sprachen und der Menschenkenntnis einst im praktischen Leben reichliche Früchte tragen möchte — dann, mein guter Robert, ist der Zweck erfüllt — für Dich fürs ganze Leben eine schöne Rückerinnerung. — Auf Deine Briefe wartete ich mit heißer Sehnsucht, die erste Zeit nicht aus Furcht, daß Dir etwas zustößen konnte — sondern Deine Gefühle über das Große, Erhabene der Schweizer Gegend. Ich las Graf Stollbergs Reisen und war immer bei Dir, mein guter Robert. Unter dieser frohen Stimmung gelangte Dein Bruder Julius an, und mit Freuden, die ich Dir aber nicht beschreiben kann, umarmte ich diesen mir wiedergeschenkten Sohn. — Meine Seelenstimmung war froh und heiter, ich fühlte nur Dank gegen Gott, und durch diese Heiterkeit meines Gemüts ward ich so munter und gesund, daß ich mir wie ein alter Baum erschien, dem man ein wenig bessere Erde gibt

und wenige Sonnenblicke, und es erscheint neuer Trieb und Blätter. —

Dir einen Beweis meiner glücklichen Stimmung zu geben, lege ich Dir die einigen Verse bei, die ich am Abend niederschrieb. Ich weiß, mein Robert, daß Du mich liebest und achtest, aus der Hinsicht schicke ich sie Dir, damit Du eine Freude hast — über mein Wohlbefinden."

Aus den Versen geht hervor, daß sie den Geburtstag eines nahen Freundes vergessen hatte und erst am Abend des Tages daran erinnert wird. Ich lasse das ganze Gedicht folgen, denn, so einfach und anspruchslos es ist — Robert nennt es „Lebenswarm“ und ich stimme ihm bei.

Ein guter Wunsch kommt nie zu spät,
Und wäre auch der Abend da.

Ich saß am Fenster, strickt' und nähte,
Da kam ein strammer Bursch, ja, ja.
Ist denn das nicht mein Julius?
Wo der so nett herkommen muß?

Ich rief ihn rauf in meine Stube,
Und gab ihm einen derben Schmaß,
Wo warst denn du, du schlauer Bube?
O sag es mir, mein guter Schatz?
„Ich komme von den Superintendent,
Da war's recht hübsch beim Traktament.“

Was? am Sonnabend Tee, heut mittags Essen?
Nein, das ist hoch mein lieber Sohn —
„Sie haben den Geburtstag vergessen!“
Vor Schreck fiel ich von meinem Thron —
Und fleh mit blauem Angesicht —
Verschmäh die späten Wünsche nicht!

Gesundheit, Heiterkeit und Freude
Begleite dich auch dieses Jahr!
O leb' noch lange! so wie heute,
Erleb' noch vieler Enkel Paar,
Dann reiche dir dein Genius
Mit Lächeln dann den letzten Kuß.

Robert am 11. November 1829:

„Liebe, teure Mutter! Dein herrlicher Brief ist in meinen Händen. Ich bekam ihn in der Dämmerstunde, die mir die liebste im ganzen Tage ist, als eben Rosen hereintrat. Wie ich diesem ihn vorgelesen hatte, sagte er schüchtern-freudig zu mir: auf solch eine Mutter kannst Du stolz sein. Rosen, antwortete ich darauf, wir beide müssen noch viel im Leben dulden und tragen, ehe wir mit solcher Ruhe und Würde einen Brief schreiben können und mit solchem Geiste, der schon über dem Leben und den Menschen steht. Das lebenswarme, heitre Gedicht am Ende machte unsere Freude erst recht vollkommen und wir sprachen den ganzen Abend hindurch von Dir und von hohen Menschen, so daß ich ihm nach und nach Deine ganzen Briefe vorlas, die sich alle in Geist, Würde, Charakter und Stil gleichstehen.“ —

Ich muß es dem Leser überlassen, den sehr langen Brief zu Ende zu lesen. Lese er überhaupt die Briefe alle und lese sie immer wieder. Sie sind so jugendfrisch, so ganz dem innern Menschen entsprungen, daß sie jedesmal wieder wie neu anmuten, und man kann wohl sagen, was Robert der Mensch empfunden, das hat Robert der Dichter ausgesprochen.

*

Betrachtung der Mutter zu Roberts Geburtstag.

Medardus, 8. Juni 1810.

Die uns geliehene Zeit ist ein Schatz, der nie sorgfältig genug von uns beachtet werden kann. Sie ist das große Kapital, das uns von dem Gehalt der Ewigkeit vorausgezahlt wurde, und die Verwaltung desselben wird nicht ohne Einfluß auf die letztere sein. Welche Zinsen bringt eine weise angewandte Jugendzeit in späteren Jahren — und wie läßt sich wieder von diesen Vorteilen auf den großen Gewinn schließen, den wir von einem ganzen sorgfältig benutzten Leben für die Zukunft versprechen dürfen.

Ja, was unser Geist an höherer Einsicht gewinnt: die Freiheit, die sich der Unsterbliche in uns über die irdischen Triebe erkämpft; die Liebe, die immer mehr das Herz erweitert und mit ihm ihren Wirkkreis ausdehnt, der Segen, der uns in demselben zu verbreiten gelungen, und endlich die Träne des Dankes, die auf unseren Grabhügel fällt: sie sind es, was wir hinübernehmen in die himmlischen Wohnungen, die Zinsen, nach denen der Ewige uns fragen wird, der uns dies Erdenleben geliehen, dessen Gehalt durch seine Folgen so wichtig ist.

In bitterer Trennung labt der Gedanke mich
Daß du mich liebest! rührt der Gedanke dich —
Daß ich dich liebe, wie nur ein liebend Mutterherz
Den entfernten Sohn liebet.

O Wiedersehn! Lieblich wie Sonnenschein
Nach Regen, schön und freundlich wie Abendrot,
Erwünscht, wie Morgenstunden, Vorschmack
Ewiges Freuden nach langer Trennung.

Den 8. Juni 1830.

(Erhalten am 19. Juni 1830" in Roberts Hand.)

Der Tag bricht an!

Wir haben im vorigen Abschnitt den reisenden Heidelberger Studenten kennengelernt. Wie war es nun mit dem studierenden Studenten? Daß Robert immer tätig war, versteht sich von selbst. Wir haben ihn noch nie untätig gesehen; Tätigkeit war ihm Lebensbedürfnis. Aber in welcher Richtung äußert sie sich nun? Gibt er sich seinem Fachstudium mit etwas mehr Eifer hin als bisher? Auch diese Frage können wir mit einem entschiedenen „Ja“ beantworten. Alles, was er der Mutter, den Brüdern und dem Vormund über diesen Punkt schreibt, läßt keinen Zweifel darüber, daß er es für seine Pflicht hielt, den ernsthaften Versuch zu machen, ein ordentlicher Jurist zu werden.

Dazu bot sich ihm in Heidelberg weitaus günstigere Gelegenheit als in Leipzig. Schon allein die geistvolle und feurige Persönlichkeit Thibauts zog ihn mächtig an. Begeistert schreibt er über ihn an die Mutter und wie er „jetzt erst die wahre Würde der Jurisprudenz fühle und wie sie alle heiligen Interessen der Menschheit fördert“. Um zu dieser Erkenntnis zu kommen, muß er doch Thibauts Vorlesungen besucht haben! Thibaut wiederum zog ihn zum Verkehr in seinem Hause heran, und wenn dabei die Musik den Beziehungen die Farbe gegeben haben mag, so hätte es Thibaut doch wohl schwerlich übersehen, wäre Robert ein lässiger Besucher seiner Vorlesungen gewesen.

Auch lag es nicht in Roberts Art, Mittel, welche ihm zur geistigen Bildung dienen konnten, unbeachtet am Wege liegen zu lassen. Und war ihm der Gegenstand auch nicht interessant, so schätzte er doch den Verkehr mit den bedeutenden Männern, die ihn lehrten (Thibaut, Mittermayer, Zacharia), sehr hoch ein und buchte ihn als Gewinn für seine allgemeine Ausbildung. Und dieser Ver-

kehr konnte sich doch auch nur in der Aula der Alma mater anbahnen!

Daß das Verhältnis zu Thibaut nicht wärmer und dauernder Art wurde, daran scheint merkwürdigerweise gerade die Musik die Schuld getragen zu haben.

Dieser Thibaut, welcher in seiner Person den lebendigen Beweis erbrachte, daß das Jus sich sehr wohl mit der Musik vertragen könne, erweckte Roberts und anderer musikalischer Jünglinge hellen Zorn und offene Gegnerschaft dadurch, daß er Händel als Schlußstein alles musikalischen Schaffens ansah und darüber hinaus nichts mehr gelten lassen wollte.

Robert schreibt darüber an Wied:

„Gegen Thibaut bildet sich eine Opposition, in der ich auch mit figuriere. Sie glauben kaum, was ich bei ihm für herrliche, reine, edle Stunden verlebt habe und wie sehr seine Einseitigkeit und ernsthaft pedantische Ansicht über Musik bei dieser unendlichen Vielseitigkeit in der Jurisprudenz und bei diesem belebenden, entzündenden und zermalmenden Geist schmerzt.“

Für Robert möchte ich es beklagen, daß es so war! Vielleicht hätte ihm Thibaut doch der Führer werden können, den er so suchte, denn er hatte, wie ich bereits erwähnte, Verständnis für Roberts Begabung und Wesen. „So muntert mich z. B. Thibaut zur Jurisprudenz nicht auf“, schreibt er der Mutter in einem Briefe vom 1. Juli 1830.

Darauf die Mutter:

„Die Einteilung Deiner Zeit hat meinen ganzen Beifall, Du lebest Deiner Pflicht und den Menschen; wer so lebt, kann unmöglich für die Zukunft bangen — Die Jurisprudenz scheint Dir immer noch nicht zu behagen, warum erwähltest Du sie? Die lateinische Sprache ist die Mutter von allen Sprachen, schade, daß sie Dir nicht gefällt; Dein edler Vater bedauerte es oft, daß er durch seine Erziehung darinnen vernachlässigt wurde, und sagte, daß er dieses bei seinen literarischen Arbeiten oft vermiste, und noch in späten Jahren wollte er lateinische Stunden nehmen, wenn ihm nicht seine vielen Geschäfte die Zeit geraubet hätten. Da Thi-

baut Dich nicht zur Jurisprudenz als zum Amtmann geeignet findet, so bitte ich Dich, mein guter Robert!, rede doch mit diesem edlen Manne, bitte ihn Dir zu raten, was Du ergreifen sollst und zu was er Dich am schicklichsten geeignet fühlt.

Ich Sorge mich nicht mehr um Dich — Du wirst schon fortkommen — moralisch kannst Du nicht untergehn — denn wer die Natur, Musik und Dichtkunst liebt, nein, der kann nicht unwürdig, nicht schlecht handeln — zeichnest Du Dich auch nicht als großer Geist aus, sei und werde nur ein braver Mann. Rechtschaffenheit ist das Adelsdiplomen, das uns adelt bei Gott und den Menschen. —“

Einen weiteren Beweis dafür, daß Robert die Kollegien besuchte, sehe ich in der Tatsache, daß er bei seinem Abgange von Heidelberg ohne weiteres seine Zeugnisse erhielt. Dies braucht ihn durchaus nicht zu einem eifrigen Kollegienbesucher zu stempeln, aber eine gewisse Anstandsfrequenz setzt es doch immerhin voraus.

Robert schickt diese Zeugnisse später der Mutter zugleich mit denen von der Leipziger Universität und schreibt dazu:

„Das Gerede, das im seligen Zwickau herumgeht, zerfällt mit hin in sich, obgleich richtig ist, daß Kollegiengehen nie meine stärkste Passion war. Um meiner Solidität die Krone aufzusetzen, leg' ich auch die Heidelberger Zeugnisse bei, die jeder ehrliche Zwickauer bei Dir ansehen und anstaunen kann.“

So wehrte sich Robert gegen das Gerede von all den lieben Bekannten in Zwickau, und ich wehre mich für ihn gegen Wasielewskis Auffassung der Sache. Er stellt sie so hin, als habe Robert die in der Heimat hintergangen, habe gewissermaßen hinter dem Rücken der Seinigen sich ganz nur der Musik gewidmet und —, so sagt Wasielewski, „k e i n e N o t i z von seinen Berufsstudien genommen“.

Daß letztere Behauptung nicht zutreffend ist, glaube ich zur Genüge bewiesen zu haben, und was die Musik anbelangt, weise ich nur auf die Briefe an die Seinigen hin. Da steht es in jedem zu lesen, daß er täglich mehrere Stunden am Flügel verbringt! Ja, die Mutter wollte es gar nicht anders. Robert flunkert ihr einmal

vor, daß er die Musik ganz an den Nagel gehängt habe, um ihr im nächsten Brief, der ein Geburtstagsbrief ist, „als Geschenk — sein Klavierspiel zu bieten!“ Alles, was er im vorigen Brief darüber gesagt habe, sei eine Studentenflause gewesen — im „Gegenteil vervollkommne er sich täglich mehr“.

Löpfen erzählt, daß Robert in Heidelberg oft sieben Stunden geübt habe! Das sagt Robert den Verwandten allerdings nicht. Sollte es nicht auch vielleicht eine Ausnahme gewesen sein? Robert selbst erwähnt es einmal als eines besonderen Falles! Aber dem sei, wie ihm wolle. Der Tag ist lang, wenn man, wie Robert mehrmals schreibt, nie vor ein Uhr ins Bett geht und schon um vier oder fünf Uhr wieder aufsteht. Da kann einer manche Stunde am Klavier sitzen und dabei doch noch Zeit haben für „römische Rechtsinstitute und Pandekten“.

Ich meine also, diesen Punkt könne man ruhig ad acta legen. Daß sein Herz ganz und gar der Musik gehörte, das hat Robert nie verborgen. Das wußten sie daheim alle. Warum er sich trotzdem zu der andern Laufbahn entschloß, habe ich früher, insoweit ich vermochte, ausführlich dargelegt. Aber wir könnten nun fragen, wie es kam, daß er so lange in dieser Richtung verharrte, und diese Frage zu beantworten ist nicht leicht, denn für das, was in dem innersten Menschen dieses Robert Schumann in den zweieinhalb Jahren des Universitätsstudiums vor sich gegangen ist, enthalten die Briefe nur sehr wenige Anhaltspunkte. So frei und unbefangen er sich in denen an die Freunde gibt, so ist doch von Musik darin kaum die Rede, und gar von dem Zwiespalt in seinem Innern verraten sie nichts. Auch den Seinigen gegenüber legt er sich gerade in dieser Zeit große Zurückhaltung auf. — Um so wertvoller ist daher ein Brief an seinen Lehrer Friedrich Wieck vom November 1829, wenige Wochen nach seiner Rückkehr von Italien. Darin finden sich neben vielem anderem höchst Interessantem — wie Berichte über seine Klavierstudien, über in Italien empfangene musikalische Eindrücke und wundervolle, ergreifende Worte über das Wesen Schubertscher Musik die folgenden, auf die es hier am meisten ankommt:

„Wüßten Sie, wie es in mir drängt und treibt und wie ich in meinen Sinfonien schon bis zu op. 100 gekommen sein könnte, hätte ich sie aufgeschrieben — ich bin manchmal so voll von lauter Musik und so recht überfüllt von nichts als Tönen, daß mir es eben nicht möglich ist, etwas niederzuschreiben.“ —

Die verschiedenen Umstände, welche Robert seiner Zeit zu der Wahl des ungeliebten Brotstudiums gedrängt hatten, mögen mitgeholfen haben, ihn darin festzuhalten. Aber die Hauptursache möchte ich doch wieder in Roberts Doppelgängernatur suchen. Wieder sehen wir auf der einen Seite den Hellsehenden, der sich klar und stark seines Berufes zur Kunst bewußt ist — auf der andern den Suchenden, werdenden, der des Anstoßes wartete, um den innern Drang nach außen hin zu betätigen. So konnte Robert noch im Juli 1830, wo er der Mutter schreibt, „Daß ich gern ein großer Jurist werden möchte, kannst Du glauben, und es fehlt mir jetzt auch wohl nicht an gutem Willen und Eifer; daß ich es aber niemals weiterbringen werde als jeder andre, liegt nicht an mir, sondern an den Umständen und vielleicht an meinem Herzen, das nie gern lateinisch sprach“ — diesen Worten also konnte er die seltsamen hinzufügen: „Nur der Zufall und, will's der Himmel, das Glück sollen den Schleier heben, der über meiner Zukunft dunkel liegt.“ —

Nun, der Anstoß, wie ich es nannte, oder der Zufall und das Glück, wie Robert sagt, kam nicht gleich in Gestalt einer plötzlichen Offenbarung, sondern mehr durch allmähliche, ihm kaum zum Bewußtsein gelangende Einwirkungen.

Schon allein die wärmere, sonnig=heitere Atmosphäre Heidelbergs muß ihr Teil beigetragen haben. Roberts Wesen entfaltet sich nach außen hin, er tritt mehr und mehr in Berührung mit der Welt, und ist es auch eine kleinere Welt als die Leipzigs, so ist sie in geistiger Beziehung gewiß nicht enger, dabei anregend für ein künstlerisch veranlagtes Naturell. Robert zeigt sich wieder wie schon als Knabe als durchaus geselliger Mensch, der der Menschen bedurfte, was nicht ausschließt, daß er im Umgang wählerisch war. Durch den Unterricht bei Wieck war sein Klavierstudium in die

richtige Bahn gelenkt worden, auf der er nun allein weiterzuschreiten vermochte. Es konnte ihm nicht verborgen bleiben, daß sein Klavierspiel einen bedeutenden Eindruck auf seine Zuhörer ausübte und daß es die Musik war, die den Verkehr mit ihm suchen ließ. Das mußte ihm Freude machen, vor allem ihn zum Studium anspornen. In dem früher erwähnten Briefe an Wieck sagt Robert: „Ohne mich im geringsten zu überschätzen, so bin ich mir meiner Überlegenheit über alle Heidelberger Klavierspieler recht gut und bescheiden bewußt.“

Und an Julius: „Du glaubst kaum, wie ich in Heidelberg allgemein geliebt und wirklich, ohne mir zu schmeicheln, geachtet und verehrt werde. Ich habe sogar das Epitheton eines „Lieblings des Heidelberger Publikums“ erhalten. Den Grundstein dazu legte natürlich — ein Konzert, in welchem ich die Alexandervariationen von Moscheles spielte. Das Bravo- und Tacaporufen hatte bei Gott kein Ende und es war mir ordentlich siedend und schwül dabei. Ich hatte aber auch acht Wochen darüber studiert und wirklich gut gespielt, was ich recht gut fühlte. —“

Der Mutter erzählt er von dem Beifall, den ihm die verwitwete Großherzogin Stephanie gezollt, und von einer Einladung an den Hof in Mannheim: „Stolz macht mich dies wenig, obgleich ich mir hie und da etwas einbilde, weniger auf meine realen, wirklichen Verdienste als auf meine innere, besiegende Kraft und das Bewußtsein, daß ich noch mehr könnte, wenn ich wollte.“

In demselben Brief nennt er der Mutter die Namen einer Anzahl von Familien, in welchen er verkehrt.

„In mehr Familien mag ich nicht, komme überdies nur auf große Bitten in diese.“

Und kurze Zeit darauf klagt er Julius über den vielen geselligen Verkehr:

„Leider Gottes bin ich fast alle Abende in Gesellschaften oder auf Bällen; jeden Freitag bei Thibaut, jeden Dienstag bei Mittermayer, Donnerstags in einem glänzenden Zirkel von englischen Damen, d. h. Engländerinnen, Montags im Musikverein, Sonnabends bei der Großherzogin.“ —

Die Gefahr, in den Strudel geselligen Lebens gerissen zu werden, lag nahe — ein „eitler“ Mensch wäre ihr nicht entgangen. Aber Roberts Blick war weit höher gerichtet. Der Beifall der Menge konnte ihn freuen, aber nie ihn seine Ziele aus den Augen verlieren lassen. So gebot er sich energisch: Halt, sobald er einsah, daß ein lebhafter geselliger Verkehr sich nicht mit ernster Arbeit vertrug. Aufforderungen, in Konzerten zu spielen, welche nach seinem glänzenden Erfolg in dem Heidelberger Konzert von allen Seiten an ihn herantraten, lehnte er ab und beschränkte, wie es scheint, auch den geselligen Umgang auf einige Studiengenossen.

Wieviel ernster Sinn und männliche Selbstbeherrschung steckten doch in diesem Robert! Und kann doch seinem Biographen Wasielewski kein Wort der Anerkennung entlocken. Einerseits äußert er sich absprechend über die Verwendung der Universitätsjahre und sieht dann wieder in dem ernstesten Zusammenfassen und Sich-auffichselbstzurückziehen mehr eine Absonderlichkeit als ein wahres Verdienst.

Eine furiose Geschichte erzählt er, wie Robert einst eine englische Familie vor den Kopf gestoßen habe, indem er erst eine Einladung zu einer „glänzenden Soiree“ angenommen habe, dann aber ohne Absage einfach ausgeblieben sei, obgleich man besonders auf eine „musikalische Beisteuer“ seinerseits gerechnet hatte.

Robert, Robert, wenn sich das wirklich so verhalten hat, so innig ich dich liebe, könnte ich dich nicht weißwaschen! Du warst sehr unartig! Aber:

Eines Mannes Rede ist keines Mannes Rede —
Man muß sie hören alle beide!

Ja, man müßte dich auch hören, Robert! Vielleicht hättest du etwas Ähnliches erlebt, wie der freche Vult in den Flegeljahren es dem Zwillingbruder erzählt¹⁾:

„Kein Mensch kann sich rühmen, den Adel noch so geärgert zu haben als ich; — wenn er unter dem Vorwand, meine Person zu schätzen, mich zur Tafel bat, um meine Flöte zu kosten; dann

¹⁾ Reclam, Flegeljahre II, S. 238.

blies ich aber nichts, sondern ich dachte: ich pfeif' euch etwas. Dem weich' ich jetzt ganz aus."

Sehen wir statt Adel „Engländer“ und an Stelle der Flöte das „Klavier“, so haben wir vielleicht die Situation. Doch genug von dieser Sache, die des Erwähnens nicht wert, wären es eben nicht die einzelnen Pinselstriche, die das Gemälde ausmachen. Ein Pünktchen hier, eine Linie dort, fein wie Haar, und das ganze Bild ändert sich.

Während seines Leipziger Aufenthaltes hatte Robert viel Gelegenheit gehabt, gute Musik zu hören und mit guten Musikern zu verkehren.

In Heidelberg fiel beides weg, und er war wie in Zwickau wieder ganz auf sich angewiesen, und wie er diese Zeit verwendet hat, insoweit es die Musik betraf, darüber werden wir bald hören.

Einen bedeutenden Eindruck hatte er in Mailand durch den Gesang der Pasta gehabt. Er schreibt darüber an Wieck in dem bereits erwähnten Briefe vom 6. November 1829:

„Ich habe im Leipziger Konzertsale manchmal vor Entzückung wie zusammengeschauert und den Genius der Tonkunst gefürchtet — aber in Italien lernte ich ihn auch lieben und es gibt nur einen Abend in meinem Leben, wo mir es war, als stünde Gott vor mir, und er ließe mich offen und leise auf einige Augenblicke in sein Angesicht sehen — und der war in Mailand, wie ich die Pasta hörte und — Rossini.“

Und sechs Monate später sollte sich endlich Roberts sehnlichster Wunsch erfüllen! Paganini kommt nach Frankfurt, und Robert eilt mit dem Freunde Löpfen dorthin und hört den Wundermann am Ostersonntag 1830¹⁾, wie er damals in sein Tagebuch eingetragen hat. Leider sind es nur kurze Notizen, in erregter Stimmung geschrieben, die mir vorliegen — von dem ungeheuren Eindruck, den Paganini auf ihn machte, steht nichts darin. Aber ich habe es von jeher nie anders gewußt, als daß dies erste Hören Paganinis von ausschlaggebender Bedeutung für Roberts weitere

¹⁾ Jansen setzt das Konzert in das Jahr 1829, wohl infolge einer späteren irrtümlichen Aufzeichnung meines Vaters.

Laufbahn war. Welch hohen Platz er dem berühmten Virtuosen, dem „Dichter und Schauspieler in einer Person“, wie er ihn nannte, einräumte, hat mein Vater in Briefen und in den gesammelten Schriften wieder und wieder ausgesprochen:

„Rehre bald zurück, Herrlicher! Die Deutschen fangen an wieder einzuschlafen“, so ruft Schumann dem 1834 in Brüssel Konzertierenden zu.

Was für ein Mensch mußte es sein, dem er eine solche Riesenaufgabe, das Erwecken der Deutschen, zutraute! Wahrlich, ein Gott!

Und liegt nicht die Vermutung nahe, daß Robert selbst, der nachtwandelnde Deutsche, am eigenen Leibe den Weckruf erfahren hatte? Ruft man sich den ganzen Robert vor die Seele mit all seinem Drängen und Sehnen, mit all der vergrabenen Musik, mit aller Entschlossenheit und Unentschlossenheit, mit seiner Begeisterungsfähigkeit und Bedächtigkeit, zugleich hingebend und zurückhaltend, so fühlt man: Es bedurfte eines zündenden Funken, der Luft und Licht brachte in das wirre Durcheinander. Und man glaubt, was man oft gehört, daß damals, als Robert Paganini hörte, den göttlichen Meister seines Instrumentes sowohl als auch den schöpferischen Musiker, daß ihm das die Stunde des Erwachens wurde! Der Augenblick des „anch' io“!

„Ähnliches könnte auch ich leisten“, so weiß es der Hellsehende, und:

„Ähnliches will ich leisten“, ruft der werdende, endlich Wache. Der Tag bricht an!

Der Eindruck, welchen Robert damals empfangen hatte, war nicht nur ein zündender, sondern ein durch viele Jahre hindurch, ja, bis an sein Lebensende anhaltender, denn am 10. März 1855 schreibt er von der Heilanstalt in Emdenich aus an Joseph Joachim: „In Absicht hab' ich es, die Capricci von Paganini, und nicht auf kanonisch komplizierte Weise wie die A-Moll-Variationen, sondern einfach zu harmonisieren —.“ Vor allem wurde der Musiker in ihm angeregt und zu gründlichen Studien veranlaßt. Das Ergebnis derselben waren die „Studien für das

Pianoforte nach Capricen von Paganini“, welche, wenn sie auch erst 1832 als Op. 3 erschienen, Roberts Geist schon seit dem Frankfurter Konzert beschäftigt haben müssen.

Wer diese Studien einigermaßen genau ansieht, wird sich darüber klar werden, welche Fülle ernstester Arbeit sie enthalten, und daß solch ein Werk nur einem gelingen konnte, der sich die gründlichsten theoretischen Kenntnisse erworben hatte, von den klavier-technischen gar nicht zu reden; mit der bloßen angeborenen musikalischen Begabung, sei sie noch so groß, war es hier nicht getan.

Es ist, abgesehen von allem anderen, gerade dieser Tatsache gegenüber unbegreiflich, wie sich durch Jahrzehnte hindurch die Fabel von Schumanns Unwissenheit in theoretischen Dingen aufrechterhalten konnte — ja noch jetzt aufrechterhält, denn noch vor wenig Jahren wagte es einer, oder sagen wir lieber, war einer unwissend genug, öffentlich — und wie ich glaube, unwidersprochen, zu behaupten, daß Schumann im Jahre 1834, „wo er als Kritiker und Schriftsteller bereits eine führende Stellung erringen konnte, er als Musiker fast noch die Anfangsgründe lernen mußte.“

Auch hier ist Wastielewskis Einfluß deutlich zu erkennen. Die geringschätzigige Art, mit welcher er von Schumann spricht, wo es sich nicht um seine angeborene Begabung, sondern um seine Bestrebungen, seine Leistungen, sein Werden und Wollen handelt, hat durch Menschenalter hindurch seine Wirkung ausgeübt! Unbegreiflich bleibt es immerhin, daß man von allem Anfang an dem Urteil einer als Musiker durchaus nicht maßgebenden Persönlichkeit derart blindlings vertrauen konnte.

Robert selbst sagt in einem interessanten Briefe an den Verleger Castelli von den Paganinistudien, daß sie sein „theoretisches Examen vor der Kritik“ sein sollen.

Er war sich also genau dessen bewußt, was er mit dieser Arbeit bezweckte und geleistet hatte.

Immerhin vergingen nach der Begegnung mit Paganini noch einige Monate, ehe ein Entschluß zur Reise kam. Der Kampf

muß ein schwerer, alle Kräfte anspannender gewesen sein. Hier handelt es sich nicht nur darum, ob Jurist, ob Musiker! Wenn Robert der Mutter schrieb, daß er wohl gerne ein großer Jurist werden möchte, so ist das sehr bezeichnend. An einen gewöhnlichen Juristen dachte er gar nicht — noch viel weniger aber an einen gewöhnlichen Musiker, einen wie viele andere. Außerordentliche Gaben heißen außerordentliche Ziele. Hier wird Ehrgeiz zur Pflicht. Den Beruf zur Kunst fühlte Robert klar in sich, wie hoch aber würde ihn sein Talent tragen? Befähigte es ihn, Werke zu schaffen, die vor den Augen seiner großen Vorbilder zu bestehen vermöchten? Würde es ihm vergönnt sein, „einmal den deutschen Namen zu verherrlichen in Wort und Ton?“ So fragt er sich, und nicht eher, als ihm Antwort geworden, entscheidet er sich. Wie aber findet er die Antwort? Ich glaube, man kann sagen: Nur durch eigenes fleißiges Studium.

Daß er sich im Klavierspiel „täglich vervollkommnete“, wissen wir aus seinem eigenen Munde, und da mußte es ihm bald klar werden, daß ihm eine glänzende Zukunft als Virtuos winkte. Sein Gedankenreichtum mußte ihm wieder und wieder zum Bewußtsein kommen, wenn er täglich stundenlang am Klavier phantasierte, ja diesem Phantasieren einen bestimmten Platz in seiner Tageseinteilung anwies.

Weiter studierte er, wie bereits gesagt, schon seit dem Jahre 1829 regelmäßig in Bachs wohltemperiertem Klavier und lernte die Werke der andern großen Meister kennen. Hier hatte er viel nachzuholen; denn sehen wir das Verzeichnis der von ihm bis zum Jahre 1828 vorgetragenen Werke an, so finden wir außer dem von Carl Maria von Weber keinen Namen, welcher heute noch Klang hat.

Die seinem Herzen am nächsten liegende Arbeit waren aber ohne Zweifel die Kompositionsversuche, die in die Heidelberger Zeit fielen. Und daß diese schließlich ausschlaggebend waren, das ist meine feste Überzeugung. Gewiß hat mein Vater, als er sich endgültig für den Musikerberuf entschied, nie an die Virtuosenlaufbahn als einziges Ziel gedacht. Es war aber dasjenige, womit

er vor die Welt treten konnte. Ein Virtuose ist etwas, was man werden kann. — Ein Komponist kann man nicht werden, ebenso wenig wie ein Dichter. Der muß man sein, und daß man es ist, kann man nur durch Werke beweisen, wie sie die Zeit eines nach dem anderen gebiert.

Raum ein Jahr später, am 15. Mai 1831, spricht Robert es klar und deutlich aus, daß er zwei Ziele habe: Virtuos und Komponist.

Von den in Heidelberg niedergeschriebenen Kompositionen sind uns zwei wohlbekannt: die Abeggvariationen und die Papillons, welche nacheinander im September 1831 und April 1832 als Op. I und II im Drucke erschienen.

Bei diesen Arbeiten mußte es Robert klar werden, daß er nicht nur schöpferische Phantasie, sondern auch musikalische Gestaltungskraft besaß. Ich selbst habe schon als ganz junges Ding immer die Empfindung eines inneren Zusammenhanges zwischen beiden Werken gehabt. Bei den Abeggvariationen sah ich die Chrysalide, die Puppe, noch eingesponnen im eignen Gespinnst — schon regt sich das Leben, aber noch ist es Raupenleben, Leben der Vergangenheit. Nun aber fühlt sie die zusammengefalteten Flügel am Puppenkörper, sie rühren sich — der Drang ins Freie wächst, wird unwiderstehlich, das dichte Gespinnst wird durchbrochen, und hinaus an das strahlende Licht flattert das neue Geschöpf! Der Schmetterling, im glänzend bunten Kleide, der Bote des Sommers ist da und entzückt den Sinn des Menschen! Robert Schumann tritt in die Erscheinung. Er hat die Fesseln gesprengt, und glückstrahlend spricht er zu uns. Verrät uns nicht der Name, den er diesen 12 Kindern seiner jugendlichen Phantasie auf ihren Weg ins Freie mitgibt, verrät er uns nicht, was sie ihm bedeuten?

Ein Wiener Rezensent nannte die „Papillons“ „ein Spiegelbild der Schmetterlingsnatur“; dazu sagt Robert: „Die Papillons sollen bei weitem etwas anderes sein.“

Und in einem Briefe an Henriette Voigt stellt er nach einem langen phantastischen Erguß über die Beziehung der Papillons zu Jean Paul und den Flegeljahren der Freundin zum Schluß doch

die Frage: „Sind Ihnen die Papillons nicht an sich klar?“

Ja, gewiß sind sie das. —

Ihm, Robert, schwebte die tiefere Bedeutung des Schmetterlingswunders, die große befreiende Tat, der Aufschwung in den unermesslichen Aether vor, als er seine Erstlinge taufte!

Gewiß, sie sind ein Jugendwerk, diese Papillons, nur Vorboten all der blühenden Sommerpracht späterer Zeit! Aber ganz neu sind sie, ganz eigenartig, bunt und schillernd wie nichts vorher! Wer liebte sie nicht, die blühende Jugend, die Freude am Leben, nun, da der Jüngling endlich die Sprache gefunden, in der er seinen „geliebten Menschen“ all das sagen kann, was er ihnen zu sagen hat!

Endlich, am 1. Juli 1830, morgens 4 Uhr, setzte sich Robert hin zu jenem bereits erwähnten Brief an die Mutter.

Man fühlt, er ist entschlossen, aber mit zarter Hand lüftet er den Schleier nur ein wenig. Nicht eigentlich ist ihm bange zumute; er hat eine gewisse siegreiche Art, die an dem Ausgang nicht zweifeln läßt. Aber schwer, sehr schwer wird es ihm, der Mutter wehe zu tun — ihre Abneigung gegen die Musik als Beruf ist sich gleich geblieben.

„Ach, Mutter“, hatte er ihr einst geschrieben, „ich bin ein zu weicher Mensch, ich fühl' es wohl —“, und mußte ihr doch nun den bittersten Schmerz antun. Dessen ist sich Robert vollkommen bewußt; er fühlt die ganze Schwere der Verantwortung für seinen Schritt. Sie ist nun, nachdem er fast 2 $\frac{1}{2}$ Jahre anscheinend plan- und ziellos dahingelebt, doppelt groß. War er auch, was die Geldmittel anbelangte, von den Seinen unabhängig, so fühlte er doch zu tief die Dankeschuld gegen den Vater, um leichten Herzens einen leidlich sichern Beruf gegen einen andern, unsichern, einzutauschen. Er mußte sich zu der festen unumstößlichen Überzeugung durchgearbeitet haben, daß er zu dem Schritt berechtigt, ja verpflichtet war, ehe er den Seinigen seine Absicht enthüllte. Dazu brauchte er die lange Zeit; ja, ich glaube, das war auch die eigentliche Veranlassung zur Verlängerung seines Heidel-

berger Aufenthalt. Dort mußte er über sich ins Klare kommen, und von dort mußte der Kampf zu Ende geführt werden.

Am Schlusse dieses Vorbriefes vom 1. Juli sagt Robert:

„Der künftige Brief wird lang und länger als alle, die Du je bekamst.“

Aber erst vier Wochen später folgt dieser lange Brief. Heiter plaudernd fängt er an, und erst bei den Worten: „Noch dazu wird mir's manchmal glühend warm, wenn ich an mich selbst denke“, fühlt man den heiligen Ernst der Stunde.

„Mein ganzes Leben war ein zwanzigjähriger Kampf zwischen Poesie und Prosa, oder nenn es Musik und Jus.“

Und nun geht es weiter ohne Zögern, ohne Umschweife; ruhig und männlich geht er auf das Ziel los. Er bittet die Mutter nicht um ihre Einwilligung, denn sein Entschluß ist gefaßt. Nur die Bitte, an Wiedel zu schreiben, stellt er an sie, und ihn zu fragen, was er von Roberts Entschluß halte. Wie die Antwort lauten würde, daran zweifelte Robert sicherlich nicht.

Der Brief an die Mutter schließt mit den Worten: „Lebe wohl, meine teure Mutter, und bange nicht. Hier kann der Himmel nur helfen, wenn der Mensch hilft.“

Die Mutter an Robert:

Zwickau, den 12. August 1830.

„Lieber Robert! Dein letzter Brief hat mich so tief erschüttert, daß ich seit dem Empfang desselben in meinen ganz niedergedrückten Zustand zurückgekehrt bin; ich glaubte mich zu allem, was kommen könnte, stark und ergeben, aber ich sehe, wie mächtig alles auf Seele und Körper wirkt. Vorwürfe mache ich Dir nicht; denn sie würden zu nichts führen — aber billigen kann ich Deine Ansichten, Deine Weise, zu handeln gar nicht.

Gehe seit dem Tode Deines guten Vaters Dein Leben durch, und Du mußt Dir sagen, daß Du nur Dir gelebt hast. Wie will und wird das enden? —

Ich habe Deinen Brief an Wiedel geschickt und lege Dir die Antwort bei; er hat, wie Du es wünschtest, unumwunden

geantwortet; prüfe Dich genau, ob Du dies alles fähig bist zu halten und zu erfüllen, ob Du stundenlang mit Kindern Dich im Unterricht abgeben kannst, ob eine untergeordnete Stelle Dir Deine Lage angenehm machen wird? — —

Und wenn Du nun alles dieses tust, was Wieck fordert, ist immer noch keine gesicherte Zukunft erlangt. Denke ans Alter — Doch nimm dies nicht so, als wenn ich Dich abhalten wollte oder Dir, wie Du es nennest, im Wege stehen wollte; mein Robert, ich sage Dir bloß meine Ansichten, um vorwurfsfrei dazustehen, wenn Deine neue Laufbahn Dir nicht gefallen sollte. — Dein Bruder, Lorenz, Schlegel billigen Deine Ansichten nicht, Dir sei es nun ganz allein überlassen zu handeln — Gott gebe seinen Segen!! Das ist mein Gebet und Bitte für Dich. —

Ach, Robert, vergiß dem besorgten Mutterherzen die ängstlichen Gefühle, ich wollte sie unterdrücken — aber ich vermag es nicht, meiner geliebten Kinder Wohl und Weh ist zu innig verwebt mit meiner Ruhe, mit meinem Lebensglück —.“

Wiecks Antwort vom 9. August 1830, ein Brief¹⁾, wie man ihn origineller sich nicht denken kann, war außerordentlich günstig ausgefallen. Aber noch immer widerstrebt die Mutter. Ja, ihr Schmerz über Roberts Entschluß ist so tief, daß, wie sie später selbst sagt, ihr „das Beten unmöglich war“.

Und noch einmal setzt Robert seine ganze Kraft ein, um die Mutter mit dem Gedanken auszuföhnen, um sie zu der Überzeugung zu befehlen, daß der gewählte Weg der richtige, für Robert der einzige sei. In innigen Worten, davon jedes ein Herz voll kindlicher Liebe verrät, spricht er zu ihr, zu ihrer Mutterliebe:

„Gehe auch Du mein ganzes Leben, meine Kindheit, mein Knabenalter und den Jüngling durch und sage offen: wohin trieb mich mein Genius immer und immer?“

Denk an den großen Geist unseres guten Vaters, der mich früh durchschaute und mich zur Kunst oder zur Musik bestimmte —.“

1) Siehe Liszmann Band I, S. 21.

Und weiter: „Beuge der Natur und dem Genius nicht vor, sie könnten sonst zürnen und sich auf ewig wenden.“

Und noch einmal: „Mutter, geh einmal tief in Dich und in mein Herz ein und frage Dich ernst, ob ich dieses tote Einerlei ein ganzes Leben aushalten kann? — Hat mir die Gottheit Phantasie und Kraft gegeben, dem Leben eine schönere und angenehmere Seite abzugewinnen, warum soll ich diese nicht wählen und warum gar verschleudern? —

Geliebte Mutter! Ich kann Dir meine durchgedachten Gedanken nur schwach und flüchtig skizzieren; ich wollte, Du ständest jetzt vor mir und könntest in mein Herz sehen — Du würdest sagen: Verfolge die neue Bahn mit Mut, Fleiß und Vertrauen, und du kannst nicht untergehen. — Gebt mir Eure Hände, Ihr Lieben, und laßt mich meinen Weg ruhig fortgehen — wahrlich — Ihr und ich können jetzt der Zukunft mit sicherer und festerer Miene in ihr Aug' sehen als früher. — So lebe wohl, geliebte Mutter und Ihr geliebten andren — und ist dies auch der letzte Brief, den ich aus dem schönen Heidelberg schreibe, so seht Ihr alle doch mich lieber arm und glücklich in der Kunst, als arm und unglücklich im Jus. Die Zukunft ist ein großes Wort. —

R. Schumann.“